



## Lügen

**Bourget, Paul**

**Budapest, 1891**

II. Naive Seelen.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](#)

## II.

### Naive Seelen.

Claude betrat auch heute mit fast ironischem Lächeln das enge Speisezimmer, worin sich laut Angabe Fanny's die „Gesellschaft“ befand. Da war vor Allem René, nach Ansicht aller Hausgenossen heute der Held eines ganz außerordentlichen Ereignisses, dann Frau Fresneau sammt Mann, endlich aber Frau Offarel, die Gattin eines Bureauchef im Kriegsministerium, mit ihren beiden Töchtern Angelika und Rosalie. Alle sechs Personen saßen um einen Tisch aus Nussholz, auf Stühlen aus demselben Material, die mit Rosshaarstoff überzogen waren, der in Folge der Abnutzung bereits stark glänzte. Emiliens Vater hatte diese Speizezimmereinrichtung seinerzeit in der Provinz gekauft und dieselbe war, Dank holländisch peinlicher Reinlichkeit, noch immer tadellos erhalten. Ein kleiner, tragbarer Ofen, durch ein Rohr mit dem Rauchfang in Verbindung gebracht, stand in der Ecke; auch diese Einrichtung gab Zeugniß von der Sparsamkeit der Hausfrau. Nur René's Zimmer durfte mit Stolz gezeigt werden. Eine an Kupferketten befestigte Hängelampe aus Porzellan strahlte einen Lichtkreis auf die Köpfe Derjenigen aus, die sich Alle dem Eintretenden zuwandten; die Ausläufer des Lichtes aber erstarben an den mit gelblichem Papier tapezierten Wänden, an denen einige alterthümliche Schüsseln hingen. Dieser gewissermaßen concentrirte Lichteffect betonte für den eben gekommenen Schriftsteller nur noch mehr den verschiedenen Gesichtsausdruck der Anwesenden. Antipathie und Sympathie äußern sich in der kleinen Welt gewöhnlich ziemlich unverfälscht; die Beste Mensch in derselben ist minder zahm und auch weniger belebt von Lüge und Höflichkeit. Emilie streckte Claude mit wohlwollendem Lächeln und freudeblitzenden Augen

die Hand zum Gruß entgegen, eine gar seltene Auszeichnung bei ihr, deren ganzes Wesen im Augenblick der Freude Ausdruck gab,emand zu bewillkommen, der ihren Bruder liebte. — „Wie gut ihm doch der Frack steht, nicht wahr?“ Sie hatte diese Frage an ihn gerichtet, noch bevor der Ankömmling alle Anwesenden begrüßt hatte. Und in der That erschien René als die Verkörperung eines jener in Paris so seltenen Geschöpfe: eines schönen jungen Mannes nämlich. Der Verfasser des „Sigisbée“ hatte mit 25 Jahren noch die glatte Stirne, die frischen Wangen, den leuschen Mund, die hellen Augen, diese so untrüglichen Zeichen einer völlig unentweichten Seele. Seine Aehnlichkeit mit dem vom Bildhauer David ausgeführten, leider nur wenig bekannten Medaillon des jugendlichen Alfred de Musset war eine frappante. Nur daß René's dichter Haarwuchs, sein blonder, bereits voller Bart, seine mächtigen Schultern, sein von Kraft und Gesundheit strozzendes Wesen in günstigster Weise contrastirten zu der verweichlichten, zarten Erscheinung des Dichters der „Nächte.“ Insbesondere die meist tiefblauen Augen verriethen an diesem Abend unverhohlen naive Freude, so daß Emiliens Ausruf wohl mehr als berechtigt erschien. Die Vorsorge der Schwester hatte sich sogar auf goldene Hemd- und Manschettenknöpfe erstreckt; sie hatte dieselben insgeheim und auf Rath Claude's von ihren kleinen Ersparnissen bei einem Goldarbeiter der „Rue de la Paix“ gekauft. Sie hatte eigenhändig die Cravattenschleifen ihres Bruders gefnüpft und mit derselben gewissenhaften Fürsorge die Abendtoilette überwacht, mit der sie vor nun schon 14 Jahren den Confirmationsanzug dieses vergötterten Bruders besorgt hatte.

„Arme Schwester,“ bemerkte der Letztere mit fröhlichem Lachen, das eine Reihe weißer, schön gereihter Zähne bloßlegte, „verzeihe ihr, Claude, ich bin nun einmal ihre einzige Eitelkeit . . .“

„Sie verführen uns also wieder einmal René?“ meinte Fresneau, Larcher die Hand reichend. Er war sehr groß und schwerfällig, hatte schlechtgeföhntes Haar und einen ungepflegten Bart. Vor ihm lagen Papierblätter mit eingebogenem Rand ausgebreitet, alle mit Bleistiftnotizen bedeckt; es waren die Reinschriften vom Morgen. Er raffte dieselben zusammen und meinte: „Sie Glücklicher kennen diesen Frohdienst des

Aufgaben-Corrigiren's nicht mehr! . . . Wollen Sie nicht ein Gläschen Cognac nehmen, um sich zu erwärmen?" Er griff nach einer halbgefüllten Flasche, die, nachdem der Caffee abgetragen worden war, auf dem Tisch dieses Zimmers, das in der Regel als Salon diente, stehen geblieben. Das eigentliche Empfangszimmer ward nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten benützt . . . „Eine Cigarette?" setzte Fresneau hinzu, die mit bräunlichem Tabak gefüllte Thonschüssel emporhaltend. Claude machte eine dankend abwehrende Bewegung, gleichzeitig die Damen begrüßend. Aber keine von ihnen reichte ihm die Hand. Alle drei waren mit Nadelarbeiten beschäftigt; die Mutter strickte eifrig an einem blauen Strumpf und krauste sich ab und zu mit einer der Stricknadeln am Kopfe. Die beiden jungen Damen bemühten sich um eine Stickerei, die auf grünem Wachstuch aufgespannt war. Die Haare der Mutter waren schneeweiss, ihr Gesicht faltig und knochig; sie warf dem Besucher hinter den Augengläsern, die nur schwer auf der etwas kurzen Nase festsaßen, einen hauserfüllten Blick zu. Angelika, eines der beiden Mädchen, unterdrückte mühsam ein Lächeln, da sie bemerkte, daß Claude, als er sich zwischen Emilie und René niedergelassen, gesagt hatte: „Ich w e r d' mich hierher setzen" . . . eine Nachlässigkeit in der Redeweise, die von der jungen Person schon des Dostern vermerkt worden war. Sie gehörte nämlich mit ihren schwarzen, unstäten Augen, dem leichten Erröthen und Lachen, jener stark vertretenen Sorte schüchterner Spötter an. Rosalie, die zweite der Schwestern, saß über die Arbeit gebeugt, ohne auch nur ihre schönen Augen zu erheben; diese waren schwarz, gleich jenen der Schwester, aber von sanftem, ängstlichem Ausdruck. Einige Augenblicke später jedoch hoben sich die Lider, die diese Augen beschatteten, musterten René von der Seite und die Nadel zitterte, da sie mit derselben der Contour der Arbeit folgte. Sie neigte den Kopf noch tiefer und ihre Kastanienbraunen Haare glänzten im Licht der Lampe. Claude war keine Einzelheit dieser Bewegung entgangen. Gewohnheiten und Charaktereigenthümlichkeiten der Damen Offarel waren ihm seit lange bekannt. Er wußte, daß sie seit sieben Uhr hier installirt und unmittelbar nach Tisch von ihrer Wohnung in der „Rue Bagneur“ aufgebrochen waren. Vater Offarel hatte sie hierherbegleitet, dann war er in das Café

Tabouren, an der Ecke des Odéon, geeilt, wo er noch saß, vertieft in das gewissenhafte Studium aller Zeitungen. Es war Claude nicht schwer gefallen, zu errathen, daß Mutter Offarel eine Heirath zwischen Rosalie und René plante; er vermutete, daß sein junger Freund mit dem ihm eigenen Sinn für Romantik diese Hoffnung bestärkte, zweifelte auch keinen Augenblick daran, daß Rosalie ihrerseits, bestreikt von dem Zauber des Geistes und der Schönheit, den jungen Dichter ernstlicher liebte, als wünschenswerth war. Er fühlte deutlich, daß das junge Mädchen ihm — Claude Larcher — gleichzeitig gut war und ihn doch auch wieder fürchtete. Sie liebte ihn, weil er René ergeben war, sie fürchtete ihn, weil er den Letzteren in neue Lebensbahnen lenkte. Gleich allen Mitgliedern dieses kleinen Kreises erschien auch dem unschuldsvollen Kinde der Gesellschaftsabend bei Gräfin Komof als ein epochemachendes Unternehmen in einem unentdeckten, phantastischen Lande. Jeder Einzelne von ihnen knüpfte an das selbe unbegründete Hoffnungen, übertriebene Besorgnisse. Emilie Fresneau, die für den Bruder immer nur die aller-ehrgeizigsten Pläne schmiedete, sah diesen im Geiste an einen Ramin gelehnt Verse sprechen, umgeben von Herzoginnen und geliebt von einer „russischen Prinzessin.“ Wenn sie diese beiden Worte aussprach, steigerte sich in ihrer erregbaren Phantasie all' das ihr Unbekannte in den höchsten Lebensstellungen zu schwindelnder Höhe. Rosalie hingegen war als liebendes Weib das Opfer denkbar feinsten Scharffsinnes. Sie machte sich zwar Vorwürfe darüber, allein René's Augen entzückten sie geradezu durch den Ausdruck der Freude, den sie darüber ausstrahlten, in eine Welt treten zu dürfen, von der seine — Halbverlobte ausgeschlossen blieb. Beide waren einander fester verbunden, als Claude ahnte, denn sie hatten an einem Frühlingsabend des verflossenen Jahres heimliche Versprechungen getauscht. Zu jener Zeit war René noch unbekannt. Er war ganz ihr zugethan. Alles an ihr entzückte ihn, ohne sie erschien ihm Alles schaal und leer. Heute nun ahnte das Mädchen in ihrer, aus maßloser Eifersucht hell sehenden Unwissenheit, von welch' gefährlichen Vergleichen sie bedroht war. Den Damen gegenüber, die René heute begegnen sollte, fühlte sie sich gedemüthigt in den selbstgesertigten Kleidern, die ihre feine Gestalt entstellten, mit

ihren fertig gekauften Schuhen, in denen ihr kleiner Fuß sich verlor, in der Bescheidenheit ihrer armeligen weißen Kragen und Manschetten. Deshalb eben zitterte ihre Nähnadel, deshalb bewegten sich ihre Augenlider rascher, deshalb krampfte sich ihr Herz in unsagbarem Entsetzen zusammen, während der Professor noch immer darauf bestand, daß Claude ein Gläschen Cognac trinke und eine Cigarette rauche.

„Es ist ein kostlicher Cognac, den einer meiner Schüler mir aus der Normandie geschickt hat. . . . Er mundet Ihnen nicht? . . . Sie tranken ihn einst doch ganz gerne. . . . Erinnern Sie sich, als wir beide noch bei Vanaboste Kurse lasen? . . . Vier Stunden des Tages, Donnerstag und das Abschreiben mit inbegriffen. Hundertfünfzig Francs per Monat! . . . Und wie fröhlich wir zu jener Zeit gewesen sind? . . . Wir durften uns zwischen den beiden Klassen eine Viertelstunde der Ruhe gönnen, während deren Sie mich stets in die „Rue St. Jaques“ zogen in ein kleines Café, das ich noch lebhaft vor mir sehe und wo wir ein Gläschen Cognac tranken, um uns zu stärken. Sie nannten das Ihre Schlagader verhärten, weil angeblich des Menschen Alter durch seine Schlagader bestimmt wird, Alkohol aber die Elasticität derselben vermindert. . . .“

„Ich war damals eben um zwölf Jahre jünger und litt noch nicht an Rheumatismus, . . .“ meinte lachend Claude.

„Es kann aber auch unmöglich gesund sein, jeden Abend auszugehen,“ bemerkte bissig Frau Offarel, „diese großen Diners mit ihren schweren Weinen und den gewürzten Speisen verderben Ihnen das Blut.“

„Lassen Sie das,“ meinte begütigend Emilie, „wir hatten die Freude, Herrn Larcher oft bei uns zu Tisch zu sehen; Sie ahnen wohl kaum, wie mäfig er ist. . . . Und kann man denn nicht auch später zu Bett gehen, wenn man die Möglichkeit hat, in den Morgen hinein zu schlafen? René hat uns erzählt, wie still es bei Ihnen ist, und so reizend, . . .“ fügte sie zu Claude gewendet hinzu.

„Ja, sehr still. . . . Ich habe eine Wohnung ausfindig gemacht in einem alten Hotel der „Rue Varenne“ und bin durch Zufall derzeit dessen einziger Bewohner. Wenn die Läden geschlossen sind, kann ich mich mitten in die Nacht versetzt glauben. Nur das Läuten der Glocken von einem in der Nähe

befindlichen Kloster dringt an mein Ohr, das bewegte pariser Leben aber nur von ferne, ferne her."

"Ich habe immer die Ansicht aussprechen hören, daß eine Stunde Schlaf vor Mitternacht mehr werth sei als zwei nachher," wandte die alte Dame ein, die Claude's Gleichmuth außer Fassung brachte. Sie war ihm nicht hold, ohne sich eigentlich des wahren Beweggrundes bewußt zu sein; es war mehr aus angeborner Antipathie als wegen des Einflusses, den er auf René ausübte. Auch hatte sie die bestimmte Empfindung, daß diese Persönlichkeit mit dem durchbohrenden Blick, mit den gewählten Umgangsformen und dem überlegenen Lächeln sie studirte; sie empfand ein Gefühl entschiedenen Missbehagens, das sich unwillkürlich Lust machte. „Nebrigens wird Herr René diese Ruhe hier nicht finden," setzte sie ergänzend hinzu. „Um wie viel Uhr wird der Empfang bei „dieser“ Gräfin zu Ende sein?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Claude, den der schlecht verhohlene Ingrimm seiner Feindin belustigte. „Sigisbée wird gegen 10 Uhr aufgeführt werden, . . . dann wird gegen Mitternacht oder noch später soupirt. . . ."

„Herr René wird also erst gegen 2 Uhr in's Bett kommen," erwiderte Frau Offarel mit sichtlichem Behagen daran, daß sie dem Widersacher mit einem unwiderlegbaren Argument begegnete, „da nun Herr Fresneau gegen 7 Uhr ausgeht, Fanny daher von 6 Uhr ab im Hause herumrumort. . . ."

„Nun gut, einmal ist einmal," bemerkte Emilie, der Bänkerin mit einer gewissen Ungeduld in die Rede fallend; und in der Absicht, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, dabei auch einer Schwäche der alten Dame Rechnung tragend: „Sie haben uns gar nicht gesagt, ob „Aschenbrödel“ wieder heimgekehrt ist?"

Aschenbrödel war eine graue Ratze, die Frau Offarel einem befreundeten jungen Manne, Namens Jacques Plassart, geschenkt hatte; derselbe war Zeichenlehrer und dem Bureauchef ob der Vorliebe, die sie Beide für das Aquarellmalen hatten, freundschaftlich verbunden. Es machten sich bei Offarel's eben zwei Familienläster bemerkbar: die Malerei bei dem Mann, welcher seiner Malwuth sogar im Amte fröhnte; die Liebe zu dem Ratzengeschlecht bei der Frau; sie

hatte oft bis zu fünf Kostgänger gehabt in ihrer Wohnung in der „Rue Bagneur;“ letztere war gleich jener der Fresneau im Erdgeschoß gelegen und durch die Annehmlichkeit eines Gärtchens ausgezeichnet. Jaques Passart, der eine heimliche Liebe zu Rosalien nährte, hatte sich „Aschenbrödel“ gegenüber in so auffälligen Lieblosungen ergangen, daß Frau Offarel ihm das Kätzchen schenkte. Das arme Thier hatte nach dreimonatlichem Aufenthalt in dem Zimmer das Passart in einem fünften Stockwerk bewohnte, Junge bekommen. Man tötete zwei davon, mit dem dritten aber ergriff es die Flucht. Passart wagte nicht, derselben Erwähnung zu thun. Zwei Tage nachher vernahm Frau Offarel ein Kratzen an der Gartenthür. „Sonderbar,“ murmelte sie, die Zahl der Katzen überschauend, von denen die eine auf der Bettdecke, die andre auf dem einzigen Kanapee, die dritte auf dem Kaminsims saß, „es sind ihrer doch drei und es kratzt.“ Sie hatte die Thür geöffnet und „Aschenbrödel“ war hereingeschlichen mit vorgestreckter Schnauze, katzbuckelnd und den Kopf an den Kleidern der einstigen Herrin reibend; alles in allem mit einer Fülle von Artigkeiten, die die gute Dame entzückten. Am nächsten Morgen jedoch war „Aschenbrödel“ verschwunden. Passart's Geständniß seiner Nachlässigkeit im Bewachen der verwöhnten Katze hatte das Geheimnißvolle des Besuches nur noch gesteigert, und Frau Offarel hatte sich den ganzen vergangenen Abend Emilien gegenüber in den unerschöpflichsten Muthmaßungen ergangen. Es war mithin nur ein Symptom mehr für die Wichtigkeit, die sie René's Eintritt in die große Welt beimaß, daß sie das Thema diesen Abend noch nicht berührt hatte; es geschah auch jetzt nur mit einem Gemisch von Bitterkeit einerseits und anderseits mit der Begeisterung, die die Erinnerung an das geliebte Thier wachrief, daß sie erwiderte: „Ach Aschenbrödel! Herr René wird sich der Katze wohl kaum mehr erinnern?“ Und auf ein Kopfnicken René's hin, das bestätigte, daß er das interessante Thier nicht vergessen: „Und sie ist diesen Morgen mit ihrem Jungen wiedergekehrt, dasselbe in der Schnauze haltend, es gleichsam mir darbringend. . . . Ja, und dabei blickte sie mich an. . . . Sie war leßthin nur gekommen, um zu sehen, ob ich ihr noch zugethan bin, nun aber bat sie mich, auch ihr Kätzchen aufzunehmen. . . . Man thut wohl besser daran,

Thiere zu lieben, sie sind treuer als Menschen, . . ." meinte sie, in ihrer Art ergänzend.

„Ein geradezu merkwürdiger Zug von Instinkt!“ rief Fresneau dazwischen, der bereits wieder die Correctur seiner Hefte aufgenommen hatte. „Ich werde desselben in meinem Vortrag Erwähnung thun. . . .“

Der arme Mann trug nämlich, in kläglicher Vielseitigkeit, in einer Vorbereitungsschule für das Baccalaureat Philosophie vor, anderswo Latein, wieder an einem dritten Ort Geschichte, ja sogar Englisch, dessen Aussprache ihm nahezu fremd war. Eine Gepflogenheit, der er noch die allen Professoren eigenthümliche Gewohnheit hinzufügte, sich bei jedem Anlaß und über Alles und Jedes des Langen und Breiten in Betrachtungen zu ergehen. Diese denkwürdige Rückkehr „Aschenbrödel's“ zum heimischen Herd gab ihm Veranlassung zu endlosen Auseinandersetzungen. Er ging denn auch auf und ab, eine Anekdote nach der andern erzählend, darüber scheintbar der Reinschriften vergessend; der so vortreffliche Mann, dem es nie gelungen war, auch nur eine aus zehn Schülern bestehende Klasse zu übersehen, entwickelte dafür seiner Frau gegenüber feinste Beobachtungsgabe. Während sein Rothstift die Aufgaben der Zöglinge bearbeitete, hatte er die Feindseligkeiten Frau Offarel's bemerkt und aus dem Stimmfall Emiliens geschlossen, daß dieselbe sich beunruhigt fühlte über den Ausgang der Unterredung. Der Professor dehnte geslissenlich seine Monologe, um den Nerven der erregten Bürgersfrau Zeit zur Beruhigung zu gönnen. Es blieb ihm jedoch erspart, diese Rolle lange zu spielen. Es klingelte abermals. . . .

„Das ist Papa, es ist drei Viertel auf zehn Uhr!“ rief Rosalie. Auch sie hatte gelitten unter der Bissigkeit, deren ihre Mutter sich Claude und René gegenüber beflossen. Das Erscheinen des Vaters, das stets das Zeichen zum Aufbruch gab, brachte ihr Erleichterung, ihr, der der Abschied vom Hause Fresneau sonst immer Schmerz bereitete. Sie kannte jedoch die Mutter und empfand mehr aus Instinkt denn aus Vernunft, wie sehr die Bitterkeit ihrer Bemerkungen René kleinlich und peinlich berühren mußte. Er hatte leider der Gründe gar viele, sich in ihrer Gesellschaft nicht mehr wohl zu fühlen! Sie erhob sich denn auch rasch beim Ein-

tritt des Vaters in das Zimmer. Er war ein langer, hagerer Mann, mit einem jener steifen Gesichter, die unwillkürlich an den unsterblichen Typus Don Quixote erinnern: eine Adlernase, eingefallene Wangen, ein etwas verzerrter Mund, und als Krönung des Ganzen eine jener zurückweichenden Stirnen, auf denen die Gewohnheit seichter Gedanken alle Falten geglättet, alle Erhöhungen ausgeglichen zu haben scheint. Er hatte nebst der Vorliebe für Aquarellmalerei noch die lächerliche Schwäche, ohne Unterlaß das Gespräch auf seine eingebildeten Krankheiten zu lenken.

„Wie kalt es heute Abend ist,“ sagte er gleich beim Kommen, und sich an seine Frau wendend: „Adelaide, hast Du wohl eine Zodlösung bereit? Ich bin sicher, morgen früh einen meiner rheumatischen Anfälle zu bekommen.“

„Ist Ihr Wagen geheizt?“ wendete sich Emilie scheinbar fragend an Claude.

„Ja, meine Gnädige,“ meinte der Schriftsteller, und, auf die Uhr sehend: „wir müssen ihn sogar besteigen, wenn wir nicht zu spät kommen sollen. . . .“

Während er nun Abschied nahm von dem kleinen Kreis, und Emilie ihn hinausbegleitete, war René, ohneemand zu begrüßen, hinter der Thür verschwunden, die in sein Zimmer führte. „Er holt jedenfalls nur seinen Ueberzieher und wird wiederkommen,“ dachte Rosalie bei sich; „es ist ja nicht möglich, daß er fortgeht, ohne mir Lebewohl zu sagen, umso mehr, als er mich den ganzen Abend hindurch keines Blickes gewürdigt hat.“ Sie arbeitete ruhig weiter, während Fresneau den Bureauchef mit demselben Antrag begrüßte, den er vorher dem Freunde gemacht.

„Ein Gläschen, um die Kälte zu vertreiben?“

„Nur ein Schlüpfchen,“ meinte der Beamte.

„So ist es recht,“ erwiederte der Professor, „Sie sind nicht wie Larcher, der meinen Cognac verschmäht.“

„Herr Larcher?“ erwiederte der Beamte, „kennen Sie sein gewöhnliches Getränk denn nicht? . . . Heh! Heh!“ — und vorsichtig nach der Gangseite hinschielend, fügte er, die Stimme dämpfend, hinzu: „ich habe diesen Abend einen Zeitungsartikel gelesen, in dem ihm ordentlich zugesetzt wird.“

„So erzähle doch, Väterchen,“ fiel Frau Offarel ein, indem sie ihre Arbeit in den Schoß fallen ließ — es geschah

zum ersten Mal an diesem Abend — und ihr Gesicht verriet gleichzeitig dieselbe naive Befriedigung an ihren häßlichen Regungen, wie es eben zuvor die naive Liebe zu ihrer Katze wiedergespiegelt hatte.

„Herr Larcher scheint in den Salons, die er besucht, anstatt mit Thee mit blutgefüllten Gläsern bewirthet zu werden,“ erwiderte der alte Mann mit scharfer Betonung.

„Mit blutgefüllten Gläsern?“ fragte Fresneau, ganz verblüfft von dieser wunderlichen Mittheilung, „und zu welchem Zweck?“

„Natürlich um ihn zu kräftigen, haben Sie denn nicht bemerkt, wie er aussieht?“ bemerkte lebhaft Frau Offarel, „fürwahr, er muß ein entschieden lustiges Leben führen!“

Der Erzähler gehörte jener Klasse niedrig leichtgläubiger Bürgersleute an, die den vielseitigen Verleumdungen, denen berühmte Männer stets ausgesetzt sind, nur allzu williges Gehör schenken; auch war ihm darum zu thun, noch einige Anekdoten zum Besten zu geben, daher fügte er erläuternd bei: „Auch scheint er, von einem ganzen Kreis bewundernder Damen umgeben, das Mittel gefunden zu haben, selbst den unbedeutendsten Zeilen seiner Feder Erfolg zu sichern. Er sendet beispielsweise an jede derselben einen Bürstenabzug seines Werkes. Dieser wird dann von der Betreffenden auf dem Sopha ausgebreitet, dann aber heißt es schmeichelnd: „Mein lieber Larcher, Sie werden doch dieses Wort ändern, nicht wahr? — und auch diesen Satz noch, bester Larcher. . . .“ Er nun ändert wirklich das Wort, den Satz, und die Damen bilden sich ein, seine Mitarbeiterinnen zu sein. . . .

„Das überrascht mich ganz und gar nicht,“ meinte Frau Offarel, „er sieht ja schon aus wie ein echter Intrigant.“

„Ich liebe in der That seine Werke nicht,“ erwiderte Fresneau, „mit dem Intriganten aber hat es sein Bewenden! Er ist ja das reine Kind, liebe Frau Offarel! Ich muß nur immer lachen wenn ich in den Zeitungen lese, daß er die Herzen der Frauen kennt! Meines Wissens war er zu allen Zeiten nur in die schlechtesten unter ihnen verliebt; er hielt sie regelmäßig für Engel, sie aber betrogen ihn, führten ihn hinter's Licht! . . . So hat René uns erst dieser Tage erzählt, daß er im Augenblick in den Banden der kleinen Colette

Rigaud liegt, die im „Sigisbée“ auftritt; eine Komödiantin, die ihn bis auf den letzten Kreuzer ausziehen wird. . . .“

„Pst!“ rief Emilie, die im Eintreten den Schlussatz aufgefangen hatte und die Hand auf ihres Mannes Mund legte. „Herr Claude ist unser Freund, ich erlaube nicht, daß man in dieser Weise von ihm spricht. . . . Mein Bruder hat mich beauftragt, Ihnen Allen in seinem Namen Lebewohl zu sagen,“ setzte sie hinzu, „die beiden Herren haben bemerkt, daß es spät geworden, und sind über Hals und Kopf davon geeilt. . . .“ Und sich an den Bureauchef wendend: „Wann werde ich mein Aquarell bekommen, das die letzte Scene im „Sigisbée“ darstellt?“

„Ja, die Jahreszeit ist Studien höchst ungünstig, es wird so früh finster,“ meinte der Angeredete, „auch sind wir mit Arbeit ganz entsetzlich überburdet; Sie werden es aber sicher noch bekommen, ganz sicher. . . . Doch was ist Dir, Rosalie? Du bist ja ganz blaß geworden.“

Das arme Ding hatte allerdings bei dem Gedanken, daß René es über sich gebracht, sie ohne ein Wort, ohne einen Blick des Abschiedes zu verlassen, fast unerträglichen Schmerz empfunden. Es schnürte ihr die Kehle zusammen, Thränen füllten ihre Augen. Sie hatte jedoch die Kraft das Schluchzen gewaltsam zu unterdrücken und antwortete, daß nur die Hitze im Zimmer ihr unangenehm sei. Die Mutter warf Emilien einen vorwurfsvollen Blick zu, so daß Frau Fresneau unwillkürlich den Kopf abwandte. Auch sie war peinlich berührt, denn sie liebte Rosalie. Sie war jedoch immer gegen diese Heirath gewesen; dieselbe entsprach zu wenig den ehrgeizigen Plänen, die sie für den Bruder hegte. Als Mutter und Tochter sich erhoben, die Hüte aufsetzten und sich bei Emilien empfahlen, umarmte die junge Frau Rosalien unwillkürlich zärtlicher als sonst. Sie war bereit, dieselbe zu bemitleiden, da sie ja für René litt, doch war das Mitleid mit stiller Genugthuung versezt, denn das Weh des jungen Mädchens war eine Folge der Gleichgültigkeit des jungen Mannes; sobald sich daher hinter den Gästen die Thür schloß, sagte sie zu Fanny gewendet, und ihre hellbraunen Augen drückten dabei unverhohlene Freude aus:

„Nicht wahr, Sie werden Morgen früh jeden Lärm sorgsam vermeiden?“

„Das will ich meinen,” antwortete die Magd. In den Speisesaal zurückkehrend, in dem der Professor wieder emsig seinen Correcturen oblag, setzte sie hinzu: „Und auch Du, Alter, nicht wahr? Constant habe ich schon aufgetragen, sich möglichst geräuschlos für die Schule zu rüsten. . . .“ Ein gar stolzes Lächeln umspielte ihren Mund, da sie hinzufügte: „Welchen Triumph René heute Abend feiern wird, falls die Leute nicht am Ende die Spröden spielen. . . .“ Es war dies ein Lieblingsauspruch Claude's. „Ach, es wird ihnen wohl unmöglich werden, seine Verse sind ja fast so schön, als er selbst! . . .“

„Es bleibt nur zu wünschen, daß nicht alle Damen ihn verwöhnen gleich Dir,” unterbrach sie Fresneau, „es müßte ihm ja schließlich den Kopf verdrehen. . . . Doch nein,” ergänzte er seiner Frau zu Liebe, „es ist ja geradezu reizend, wie er selbst inmitten seiner Erfolge anspruchslos bleibt.“

Dieser Ausspruch trug dem Manne eine zärtliche Umarmung seiner Frau ein.

### III.

#### Ein Verliebter und ein „Snob.“

Die beiden Schriftsteller hatten den Wagen bestiegen, der in rasender Geschwindigkeit durch die „Rue du Cherche-Midi“ fuhr, dann den Boulevard Montparnasse, erreichte und das Palais des Invalides umkreisend, einen der Zugänge durchstieß, die fast alle am Arc de Triomphe mündeten, und der endlich über die Brücke de l'Alma die Seine übersetzte. Während der ersten Zeit dieser Fahrt schwieg sowohl der Eine als auch der Andere. René war mit jeder Einzelheit dieser Vorstadt wohl vertraut, an ihnen allen haftete irgend eine Erinnerung seiner Kindheit oder Jugend. Leichte Feuchtigkeit trübte die Wagenfenster, ein physikalisches Symbol des Dunstkreises, der auch zwischen seinem gegenwärtigen Leben und der kaum entchwundenen Vergangenheit schwebte. Jeder Winkel dieser „Rue du Cherche-Midi“ war ihm ebenso bekannt als die Wände seines Zimmers; von den hohen, düstern Mauern des Militärgefangenhauses angefangen bis an den Weinschank hin mit der Hirschkuh im Schild, ja selbst bis an den stillen Eingang in die „Rue Bagneur,“ in der Rosalie wohnte. Er gedachte unwillkürlich, doch baar aller Bestimmung dieses Mädchens, das er heute Abend ohne Abschied verlassen. Er hatte die Empfindung, wachend zu träumen, weil das Wesen, das einst in Jugendjahren arm und unbekannt auf diesem Pflaster dahingeschritten, so wenig demjenigen Menschen glich, der im Augenblick auf dem Kissen dieses Wagens saß, dabei berühmt war, denn ganz Paris hatte ihm zugejubelt, — und reich, denn „Sigisbée“, das im September aufgeführt worden war, hatte bereits die für ihn unerhört hohe Summe von 25 000 Francs abgeworfen....